



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenschau.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

W o c h e n s c h a u.

Politische Tagesereignisse. — Wir haben einige Wochen lang unsere politische Polemik unterbrochen, weil der Entschluß unserer Partei, den wir nach Kräften bekämpft hatten, bereits eine vollendete Thatsache geworden war. Leider ist die Zeit von der Art, daß die Folgen dieses Entschlusses sich schneller zeigen werden, als wir selber erwarten konnten. Der zweifache Grund, aus dem wir damals die Enthaltungspolitik für unrichtig erklärten, einmal nämlich, daß man niemals ein anscheinend oder wirklich gesetzliches Organ den Händen des Gegners überlassen darf, weil dieses nicht nur eine Waffe ist, welche er gegen uns benützt, sondern ein Gewicht, das ihn in seiner Bahn weiter treibt; sodann daß wir auch das kleinste Terrain, welches uns unsere Gegner verstaten, um ein freies Wort mit ihnen zu reden, benutzen müssen: — dieser zweifache Grund macht sich unter den neuerdings eingetretenen Umständen um so fühlbarer. Die Provinzialstände in Preußen, der Landtag in Sachsen sind in Folge der Theilnahmlosigkeit der Liberalen zu einem vollständigen Parteivorgan geworden, in noch höherem Maße, als es der Sächsische Unverstandslandtag war. Sie sind ein durch die Form des Gesetzes und durch die Begünstigung der Regierung gesicherter Club, der durch seine starke Organisation die Regierungen in ihrem Kampf gegen den Liberalismus nicht nur kräftigen, sondern sie darin vorwärts treiben wird, ja, von dem es vor auszusehen ist, daß auch das bisherige Organ des constitutionellen Lebens in Preußen, daß die Kammern von ihm influirt werden; denn das bisherige Centrum der zweiten Kammer, welches nicht genug positiven Inhalt in sich selber hatte, um eine eigene Politik einzuschlagen, wird durch den Einfluß derjenigen Partei bestimmt, die es in kräftiger Organisation und in directer Theilnahme an den Staatsangelegenheiten steht; es wird durch seine eigene Bethheiligung an den Provinzialständen, während die Liberalen denselben eben so entgegenstehn, wie die Demokraten den Kammern des Jahres 1849, solidarisches mit der Politik der Regierung verknüpft und dadurch veranlaßt werden, auch innerhalb der Kammer sich den gouvemenentalen Vorschlägen über eine Modification der Verfassung im ständischen Sinn anzuschließen, so daß möglicher Weise, wenn wir in unserer Enthaltenspolitik consequent sind, uns auch dieser letzte Boden verschlossen wird. Das ist aber aus zwei Gründen eine sehr ernstliche Thatsache. Einmal wird Niemand unter uns läugnen wollen, daß in dem gegenwärtigen Augenblicke die Partei in der vollständigsten Auflösung ist, und daß nur eine an die gesetzlichen Zustände sich anknüpfende Vertretung ihr wieder zu einer Art Organisation verhelfen, oder sie wenigstens vor der vollständigen Zerspaltung bewahren könnte. Zu diesem Zweck waren die Provinzialstände eben so gut zu verwerthen, als irgend ein anderes Institut des repräsentativen Systems. Zweitens wird sich dieser Mangel eines gesetzlich gesicherten Ortes, frei zu sprechen, um so fühlbarer herausstellen, je mehr man die Presse beschränkt. Auch in diesem Punkt hat der Bessmismus, je mehr man die Presse beschränkt worden zu sein scheint, eine schwere Verantwortung zu tragen. Schon vor drei Vierteln des Jahres, oder auch schon vor einem Jahre, gehörte es zum guten Ton, überall so laut als möglich zu erklären, die Pressfreiheit sei vollkommen abgeschafft und die vormärzliche Censur sei, wenn nicht diesem Zustande vorzuziehen, doch wenigstens nicht viel schlimmer. Diese unsinnige Behauptung wurde so häufig wiederholt,

daß das Publicum sich endlich daran gewöhnte, und daß es, da mit jeder lange fortgesetzten erfolglosen Klage eine gewisse Abspannung unvermeidlich verbunden ist, zuletzt in Fällen, wo man größern Grund dazu hatte, gegen alle diese Demonstrationen taub wurde, oder sich mit würdevoller Resignation tröstete. Wie paradiesisch müssen uns die damaligen Zustände im Verhältniß mit den jetzigen erscheinen! und ich wage zu behaupten, daß auch jetzt noch nicht das letzte Wort gesprochen ist. Wenn daher die Kölnische Zeitung, nachdem ihr eine Verwarnung von Seiten der Regierung zugegangen ist, erklärt, sie wolle das politische Raisonnement überhaupt aufgeben, so ist das jedenfalls ein übereilter Entschluß, schon darum, weil sie ihn nicht durchführen kann. Wie ein politisches Blatt ohne Beimischung aller Reflexion referiren kann, ist mir unbegreiflich. Zuletzt wird ja auch die Auswahl und Zusammenstellung der Thatfachen für eine Reflexion genommen und demnach verfahren. Zwar ist es vollkommen begreiflich, daß eine Zeitung, die sich um den Preussischen Staat in den Tagen der Krisis die größten Verdienste erworben hat, durch eine rücksichtslose Behandlung von Seiten eben dieses Staats zum Gefühl gerechter Entrüstung getrieben wird, aber dieses Gefühl kann nicht bestimmend auf die weitere Handlungsweise einwirken, da es unfruchtbar ist. Die liberalen Zeitungen haben seit einem Jahre unausgesetzt in der Form der Leidenschaft gesprochen, gerade wie die Demokraten im Jahre 1848. Das war nicht richtig, denn zu der Leidenschaft wird man mit Erfolg nur dann reden können, wenn die Zeit zu einem Ausbruch reif ist. In Zeiten der Stagnation muß man den Verstand bearbeiten, und zwar nicht durch ein einmal ausgeführtes Raisonnement, sondern durch tägliche, klare und eindringliche Auseinandersetzungen. In revolutionären Zeiten empfiehlt sich die Exaltation, der Rausch; auch der nüchternste Mensch muß in solchen Zuständen wenigstens so thun, als wäre er betrunken, weil man sonst gar nicht auf ihn hört. In Zeiten der Reaction dagegen empfiehlt sich das Phlegma. Die Indignation möge noch so groß sein, man muß sie verbergen, weil man sonst die Angst herausfordert, und die Angst ist jetzt die signatura temporis. In dieser Hinsicht hätten wir während des ganzen Zeitraums von dem Hauptorgan der Demokraten, von der Nationalzeitung, lernen können, die sich unter den schwierigsten Umständen mit einem Geschick bewegte, das einem Seiltänzer Ehre gemacht hätte. Es war damals die größte Thorheit, zu behaupten, wir wären die Revolutionairs in Glacehandschuhen, Schlafrock und Pantoffeln, und die Demokraten wären die offenen Cannibalen; es fand gerade das Gegentheil statt. Während unsre Blätter sich mit einer Leidenschaft geberdeten, als ob es den folgenden Tag zum Losschlagen kommen müsse, saß die Nationalzeitung nicht nur in Glacehandschuhen, nicht nur in Schlafrock und Pantoffeln, sondern kritisirte und gepudert mit dem behaglichsten diplomatischen Lächeln von der Welt auf der Zuschauertribune, und kritisirte mit der Unbefangenheit eines Unbetheiligten die Ereignisse. Darin hatte die Nationalzeitung vollkommen Recht, und unsre Blätter hatten Unrecht; denn man muß das Gefühl nur dann laut werden lassen, wenn die Umstände von der Art sind, daß auch die entsprechende That darauf folgt. Schon damals mußte man eigentlich einsehen, daß wir die Schwächern waren, und daß wir der Regierungspartei keinen ernstlichen, thatsächlichen Widerstand entgegensetzen konnten. Jetzt, wo sich das durch die offenen Angriffe von Seiten der Linkern herausgestellt hat, bleibt uns Nichts übrig, als unfreiwillig die Taktik zu ergreifen, die früher eine freie Wahl gewesen wäre. Diese Taktik besteht nicht etwa darin, daß wir schweigen, denn das wäre unmöglich,

noch weniger darin, daß wir unsre Ansichten modificiren, sondern darin, daß wir dieselben aus der subjectiven Form in die objective übersezen, was uns leichter sein muß, als allen andern Parteien, denn wir haben ja die besten Gründe für uns.

Vor allen Dingen müssen wir uns vor einem Fehler hüten, in den wir in der letzten Zeit nur gar zu häufig verfallen sind: wir müssen niemals einen ersten Schritt thun, ohne vorher mit uns genau ausgemacht zu haben, ob auch der zweite nothwendige darauf folgen wird. Wir dürfen nicht heute in Verzweiflung ausbrechen und erklären, wir wollten von der Politik gar nicht mehr reden, um morgen doch wieder von vorn anzufangen; wir dürfen nicht heute drohen, um morgen, wenn die Drohung Nichts gewirkt hat, uns dabei zu beruhigen; wir dürfen uns nie in die Lage versetzen, daß wir morgen einen heute gefaßten Entschluß zurücknehmen, wenn zwischen heute und morgen die Drohung eines übermächtigen Gegners liegt, weil man uns sonst mit einem allzugroßen Anschein von Berechtigung nachsagen würde, das Motiv unsrer Sinnesänderung liege in eben dieser Drohung, wie sorgfältig wir sie auch aus andern Gesichtspunkten begründen mögen, ein Fall, der unter andern bei der neulichen Abstimmung der Leipziger Stadtverordneten vorliegt, auf den ich aber doch unterlasse, näher einzugehen, weil das vollkommen richtige Gefühl im Publicum bereits darüber verbreitet ist. Wir müssen uns bei jedem Schritt davor hüten, unsrerseits den Absichten der Reaction, das constitutionelle Leben immer mehr zu discreditiren, in die Hände zu arbeiten, was uns in der letzten Zeit durch so Manches, was wir gethan, und durch so Manches, was wir unterlassen haben, nur allzusehr gelungen ist.

Ich mache noch auf einen Umstand aufmerksam, der zwar weniger bedeutend ist, aber doch nicht unberücksichtigt bleiben darf, auf unser Verhältniß zu den Demokraten. In einer Zeit, wo ein Theil unsrer Blätter sich durch die augenblickliche Stimmung verleiten ließ, in haarsträubenden Selbstanklagen mit den Vorwürfen der Demokratie zu wetteifern und der letztern auf jede mögliche Weise zu schmeicheln, wurde ihnen Nichts als Spott und Hohn zur Antwort. Herr Rodbertus sah sich veranlaßt, gegen den beschimpfenden Verdacht, als ob er mit Leuten wie Gagern u. s. w. unterhandle, sich mit der größten Entrüstung zu vertheidigen. Damals wurde es sogar noch von dem hochphilosophischen demokratischen Standpunkt vertheidigt, wenn feile Scribenten zugleich in die Preussische Zeitung und in die Wartburg oder ein ähnliches Blatt schrieben, in dem einen Herrn v. Bismark, in dem andern Herrn Schaffrath schmeichelten, nur um in Beiden auf die Gothaner schimpfen zu können. In diesen Tagen ist die Haltung der Demokratie doch schon eine etwas andere geworden. Ein gewisses gleichmäßiges Wirken dieser beiden Parteien, von denen jede ihre eigenen Sünden tragen möge, ohne damit zu renommiren, wird schon durch die Umstände bedingt. Jeder Versuch, eine nähere Vereinigung durch ein Compromiß zu bewerkstelligen, wird die Trennung nur noch vermehren. —

Wir gehen zu den eigentlichen politischen Thatsachen über. Das große Ereigniß der letzten Wochen ist die Rundreise des Königs von Preußen. Er ist allerdings überall mit den lautesten Beweisen unerschütterlicher Loyalität empfangen worden; wenn wir aber diesen lauten Jubel mit dem stillern Wesen vergleichen, welches sich bei ähnlichen Veranlassungen vor 1847 entfaltete, so stellt sich doch ein eigenthümliches Verhältniß heraus. Damals war alle Welt auf den Beinen, um den Landesvater zu begrüßen, oder, wenn man in ruhigerer Stimmung war, sich das Gepränge mit anzu-

sehen; heut zu Tage dagegen marschirt der Preußenverein oder der Treubund mit fliegenden Fahnen oder in geschlossenen Reihen dem Kriegsherrn entgegen, den er entweder als sein Haupt, oder wenigstens als seinen Beschützer ansieht. Der Inhalt dieser Vereine ist keineswegs die bloße Loyalität, die bloße Ergebenheit gegen die Person des Landesherrn, sondern noch ein weiterer: es mischen sich aristokratische, bürokratische, ständische, kirchliche und sonstige Interessen hinein. Durch solche Demonstrationen wird der Landesvater zu einem Parteihaupt gestempelt, und es werden Aeußerungen provocirt, die wenigstens den Anschein haben, als bezeichneten sie einen großen Theil der Staatsbürger geradezu als Feinde des Staats. Eine solche Auffassung der Dinge ist ein großes Unglück, nicht bloß für uns, sondern für die Monarchie, denn es wird dadurch die unästhetische Auffassung der Reaction, man müsse den Staat durch Gewalt zusammenhalten, verstärkt, und man wird nur zu leicht verführt, auch noch einen Schritt weiter zu gehen, nämlich die royalistische Partei mit den hervorragendsten Organen derselben zu identificiren, und die Empfindungen, die man gegen die Letztern hegt, nicht bloß, weil sie eine feindliche politische Gesinnung vertreten, sondern weil sie mit gemeinen unredlichen Waffen kämpfen, auf die ganze Partei zu übertragen; mit andern Worten, in den cynischen Späßen des Zuschauers und in dem vorsündfluthlichen Pietismus der Rundschau den officiellen Ausdruck von den Ansichten der Regierung zu suchen. — Dadurch wird die Theilnahme, die wir für die Erwerbung der alten Stammburg der Hohenzollern, die wir für die Aufrichtung des Standbilds eines verehrten Königs hegen, wesentlich geschwächt, denn was ist die Wiederherstellung einer Reminiscenz im Vergleich zu der viel wichtigern Eroberung, die das Königthum zu machen hätte, und die es machen könnte, nämlich der Eroberung der Herzen des ganzen Volks? Wenn Kaiser Nikolaus in Warschau den besiegten und zitternden Polen gegenüber das Recht des Schwertes hervorhob, so geschah das in der Eigenschaft eines Russischen, von seinem eigenen Volk vergötterten Stammfürsten; bei uns Preußen dagegen darf man einer solchen Auffassung nicht Raum geben, denn wir sind alle von einem Stamm und einem Blut, es giebt bei uns keine Unterworfenen, und der König und der Staat gehören dem Einen eben so an wie dem Andern.

Erinnerungen aus den Kriegstagen von 1806 — 1813 vom Kanzler B. Müller. Braunschweig, Bieweg. — Die Zeitungen haben aus diesen Memoiren in der Regel die beiden Unterredungen referirt, welche Napoleon mit Goethe und mit Wieland hatte. Wir können an diesen das große Interesse nicht nehmen, das die Goethe'schen Reliquienröbder darin finden. Daß Napoleon es herausgefunden hat, wie in Werther's Entschluß zwei Motive sich durchkreuzen, gekränkte Liebe und gekränkter Ehrgeiz, scheint uns nicht eine so erhebliche Entdeckung zu sein. Goethe hat durch die Energie, mit welcher er den Inhalt dieser Unterredung verschwieg, wol am Meisten dazu beigetragen, die Neugierde rege zu machen, die nun nicht eingestehn möchte, daß das Resultat ihren Erwartungen nicht entspricht. — Dagegen bietet das Buch in anderer Beziehung einzelne, recht interessante Beobachtungen, zunächst über den Charakter und das Wesen Napoleons, der durch solche Detailschilderungen doch sehr viel von seinem romantischen Glanz verliert, weil er in seinem persönlichen Verhalten zu Andern nie auch nur die Spur einer großen Seele zeigt, sondern immer nur den Uebermuth eines modernen Attila, der eben so wenig das Gefühl der Ehrfurcht, als das des Mit-

leids kennt, und der an den Cultus seiner Persönlichkeit so gewöhnt ist, daß er zuletzt mit dem träumerischen Wesen eines Nachtwandlers seinem Schicksal entgegen geht. Diese Impertinenz des Glücks prägt sich in seinen Schergen mit derselben Energie aus, und Müller theilt von diesen kleinen Tyrannen, die damals über Deutschland die Geißel schlangen, einzelne sehr sprechende Züge mit. Am Interessantesten ist die letzte Unterredung, die Müller mit Napoleon bereits nach dem unglücklichen Ausgang der Russischen Campagne hatte. Napoleon hatte erfahren, oder vielmehr wollte erfahren haben, weil er für seine Wuth irgend einen Gegenstand suchte, daß Jenenser Studenten das Französische Militair beleidigt hätten; er ließ also sogleich einige Weimarer Rätthe, in denen er die geheimen Urheber dieses Attentats sah, verhaften, um sie ohne Weiteres erschießen zu lassen. Den armen Müller, der zitternd vor ihn trat, überhäufte er zuerst mit den heftigsten Vorwürfen gegen seinen Herzog, welcher le prince le plus remuant de toute l'Europe wäre, erklärte, daß bereits die Ordre ausgefertigt sei, Jena vollständig niederzubrennen, ließ sich dann so weit besänftigen, daß er nur die Häuser der Professoren anzünden wollte, um den Ideologen eine Lection zu geben, und erwiderte auf die Rechtfertigung der verhafteten Rätthe Nichts weiter, als daß er erklärte, in einer Stunde sollten sie erschossen werden. Als Müller bemerkte, der Eine derselben habe in frühern Tagen das Glück gehabt, als Kammerherr Beweise gnädigster Zufriedenheit von Sr. Majestät zu empfangen, antwortete er trocken: „Ah, Monsieur, je ne vois pas du tout, pourquoi un chambellan ne pourrait pas être pendu.“ Das Alles war zum Theil nur Komödie, die er zur Einschüchterung des armen Mannes auführte, wie überhaupt Napoleon der größte Komödiant war, den es in der neuern Zeit gegeben hat. Von dieser Seite ist er nie so treffend geschildert worden, als von Alfred de Vigny in seinem Werke: *Grandeur et servitude militaires*, und neuerdings von Lamartine im Anfang seiner Geschichte der Restauration. — Noch weit mehr aber wird unsre Aufmerksamkeit in Anspruch genommen durch das Betragen der Deutschen Höfe gegen den fremden Eroberer. Das Deutsche Volk kann solche Schilderungen nicht oft genug studiren. Napoleon, von dienstthuenden Königen, Herzogen und Fürsten umgeben, die mit Demuth und Eiferucht einer Gunstbeziehung des gefürchteten Gebieters harren, ist eins der erhehendsten Schauspiele unsrer Geschichte, und wird höchstens noch von dem Schauspiel übertroffen, welches die treuen Diener dieser Fürsten auführten. Müller macht entschieden den Eindruck eines braven und redlichen Mannes; wenn man aber den ängstlichen Eifer anseht, mit welchem er bei den Lakaien des Französischen Kriegers das althistorische Recht seines Herzogs an dem Vortritt vor dem Herzog von Gotha vertheidigt, in einem Augenblick, wo ganz Deutschland in Flammen steht, so weiß man wirklich nicht, ob man darüber lachen oder sich betrüben soll. Die höchste Spitze erreicht die Komik, als man Müller, der eben noch in der größten Angst schwebt, ob sein Herzog nicht mediatisirt, oder wenigstens dem Herzog von Gotha nachgesetzt werden soll, einen Brief übergiebt mit der Aufschrift: *A la grand'duchesse de Weimar.* — Großherzogin!!! Er traut seinen Augen nicht; er zittert, es könne ein Mißverständnis obwalten, bis man ihn endlich darüber beruhigt; und nun diese Beklärung, dieses Jauchzen eines treuen Herzens! — — In dieser Mißere ist es wenigstens ein Trost, daß ein Mann, den wir auch in anderer Beziehung bereits lieben und verehren gelernt haben, das Gefühl seiner Manneswürde nicht verläugnete, und trotz der sehr ernsthaften Gefahren, die ihn bedrohten, es verschmähte, sich

unter das Gefinde des Kaisers zu drängen. Dieser Mann war Karl August von Weimar, der Freund und Beschützer Goethe's, der aber in der politischen Sphäre eine ungleich erhabener und idealere Gesinnung gezeigt hat, als der große Dichter. Der erfreuliche Eindruck, den diese Darstellung macht, wird noch dadurch erhöht, daß der Verfasser sie halb wider Willen giebt, daß er mit der rücksichtslosen Tollkühnheit des Herzogs nie recht einverstanden ist, daß er ihm immer bessern Rath zu geben weiß, wie ein Deutscher Fürst sich fügen und schmiegen müsse, ungefähr mit den Grundsätzen Basil's in Figaro: Es ist doch kein übles Ding, sich in die Zeit zu schicken u. s. w. — Schon um dieses Lichtes willen, das es auf einen edlen Deutschen Namen wirft, ist dem Buche eine größere Verbreitung zu wünschen.

Memoiren des Frhrn. v. Müßling. — In Beziehung auf das Referat (Heft 30), über dieses Buch geht uns folgende Zuschrift ein, die wir aufnehmen, weil sie neben der abweichenden Ansicht auch einige factische Berichtigungen enthält. „Müßlings Nachlaß enthält auf jeder Seite latentes, oft auch zu Tage liegendes Gift gegen Gneisenau, dessen Sohn bereits eine Widerlegung versprochen hat, gegen Bülow, Clausewitz, Boyen — damals Generalstaats-Chef des Bülow'schen Corps (1814). Zum Belege verweise ich auf Das, was Müßling von der Belagerung von Soissons sagt. Nach der Richtung, die die Grenzboten seit Jahren vertreten, kann ich nicht glauben, daß sie durch Empfehlung des in Rede stehenden Buches zur Verbreitung der Verdächtigungen gegen die Männer jener großen Zeit, die unter allen damals wirkenden ihrer Richtung noch am Nächsten standen, werden beitragen wollen. Der geehrte Recensent scheint mit der Literatur dieser Geschichte nicht sehr vertraut, sonst würde er unter andern Müßlings unter dem Namen C. v. W. 1808 erschienene Schrift: „Bericht über den Operationsplan“ zc. erwähnt haben, da diese Müßlings Namen zuerst bekannt machte. Es würde ihn auch auf des in jeder Hinsicht verehrungswerthen Knefke's Einfluß auf den Gang des Feldzugs von 1812 nicht erst Droysen's Biographie Dorfs aufmerksam gemacht haben. Ein Beiheft des Militär-Wochenblattes von 1846 oder 47, und Henkel von Donnersmark's (Knefke's Schwager) Mémoires, theilten das Betreffende schon früher mit: Ueberraschendes Licht fällt durch Müßling auch nicht eben in die Geschichte jenes Feldzugs; den Rückzug bis Moskau und den sich daran knüpfenden Sturz Napoleon's wollen fast eben so Viele veranlaßt haben, als Bücher darüber geschrieben sind. — Wie nun der Recensent in Müßling's Nachlaß „große Bescheidenheit“ finden kann, ist unbegreiflich: er ist voll der größten Eitelkeit; zum Belege verweise ich auf die Stellen des Buches, die sein Verhältniß zu Blücher (1814), seine Stellung als Vermittler Blücher's und Wellington's, endlich die fast komischen, die seine Mitwirkung zum Frieden von Adrianopel und die rührende Dankbarkeit des Divans und der Padiſchahs besprechen. Obwol Müßling 1815 Gouverneur von Paris war, so hat dennoch nicht er, sondern der Commandant Pſuel, später weniger glücklich als Minister-Präsident, alles Verdienst um die Ruhe und Ordnung der Stadt. — Diese oeuvres posthumes habe ich weder discret noch bescheiden finden können, in ihrer selbstgefälligen Eitelkeit, ihrer mürrischen Schärfe und ihrem verdeckten Haß erinnern sie an die Denkwürdigkeiten des Ritters von Lang. Am Allerschwersten irrt aber der Recensent, wenn er meint, Müßling ließe „Gneisenau und den übrigen Officieren, die sich zu den Tendenzen des Jugendbundes hinneigten (eine unsichere, wol aus Unkennt-

nif des wirklichen Verhältnisses hervorgehende Bezeichnung, indeß sind Gneifenau, Grollmann, Boyen, Clauswitz — gemeint), volle Gerechtigkeit widerfahren.“ Nur auf diesen Irrthum habe ich hinweisen wollen, damit mit dem Gegenstande Unbekannte, auf die Autorität Ihres vielgelesenen und geachteten Journals hin, nicht die Urtheile und versteckten Angriffe Müßling's für gemünztes Gold annehmen.“

Reichsunmittelbare Briefe. I. — „'s giebt nur ein' Kaiserstadt, 's giebt nur ein Wien,“ diese Worte haben, seit der König von Preußen die ihm angetragene Deutsche Kaiserkrone ausgeschlagen hat, nach wie vor ihre Geltung behalten. Insofern nun unsren sogenannten freien Reichsstädten das „Reich“ in Verlust gerathen ist, dürfte es auch dem Schreiber dieser Zeilen erlaubt sein, zu sagen und zu singen: „'s giebt nur eine Reichsunmittelbare, 's giebt nur ein Triest!“ Damit wissen jetzt Ihre Leser, woher diese Briefe kommen, und wovon sie handeln werden.

Nun müssen Sie aber nicht erwarten, daß ich Sie gleichsam bei der Hand nehmen und wie ein Eleerone planmäßige Wanderungen durch Stadt und Umgegend mit Ihnen antreten werde; auch dem Reisenden, der in Person hier eintrifft (und zwar hab' ich immer den Deutschen Reisenden im Auge), wird solche Günst nicht zu Theil. Vergeblich erkundigt er sich, touristisch verwöhnt, in den hiesigen Buchhandlungen nach einem „Fremdenführer durch Triest,“ oder nach einer Topographie unter dem bestebten Zichitel: „Ganz Triest für so und so viel Kreuzer!“ — eben so vergeblich würde er wahrscheinlich auch an einen ortskundigen Freund oder irgend Jemand, an den er empfohlen, sich wenden; denn wie es Quellen giebt, die Alles versteinern, wenigstens incrustiren, was darein getaucht wird, so wird Alles, was in Triest auf einige Zeit sich anfässig macht, sei es Handwerker, Künstler, Literat oder was immer, je länger je mehr, zuletzt durch und durch verkaufmann, und hat daher keine Zeit zu solchen Wanderungen die Kreuz und Quer — denn time is money. Desto glücklicher ist der hier ankommende Reisende, wenn er Italienisch versteht; alsdann kann er von schönen Lippen die Geschichte Triests sich erzählen, und von schöner Hand in Stadt und Umgegend sich umherführen lassen, denn er findet auf der via del ponte rosso im Schaufenster der Buchhandlung Colombo Coen ausgestellt: *Notizie storiche di Trieste e guida per la città raccolte da Giovannina Bandelli, Triestina.*“ Dieses Werkchen, auch erst im Laufe dieses Jahres aus der Presse hervorgegangen, und für Deutschland durch die Wiener Buchhandlung Jaspier, Hügel und Manz zu beziehen, hat wenigstens nach einer Seite hin dem Mangel einer vollständigen Topographie von Triest abgeholfen, und giebt interessante Aufätze. So drängt sich z. B., um für jetzt nur Eines herauszuheben, dem das Büchlein Durchblättern als besonders in die Augen fallend auf: „*Movimento della popolazione di Trieste,*“ und wir werden an den Aufschwung der Amerikanischen Städte erinnert, ja, wir fühlen, mit einem befriedigten Seitenblicke über's Meer, gewissermaßen unserm Europäischen Ehrgeiz geschmeichelt, wenn wir lesen, wie Triest im Jahre 1705 ein Städtchen von 5000 Einwohnern war, genau 80 Jahre später es auch nur erst auf 17,600 gebracht hatte, 1786 aber schon 20,600, 1809 = 30,000, 1825 = 40,000, 1835 = 50,000, 1845 = 60,000, und im Jahre 1849 (die Campagnen mit, Militär und Fremde nicht mit eingerechnet) 82,200 Seelen zählte, eine Volksmenge, die dormalen nach allgemeiner Versicherung auf eine an die 90,000 weit näher grenzende Seelenzahl angewachsen sein dürfte.

Ob meine Seele bei der letzten Volkszählung schon mitgerechnet worden, bezweifle ich, denn ich athme die abwechselnd waarendurchdüstete, geschäftdurchlärmte oder boraerschütterte Luft von Triest erst seit Februar d. J., und war daher gerade zurechtgekommen, um während der letzten Carnivalstage den schon im Voraus mir vielseitig angepriesenen Corsofahrten beiwohnen zu können. Unter dem noch nicht verwischten, vielmehr aufgefrischten Eindrucke, welchen die Lesung von Andersens Schilderung des Römischen Carnivals kurze Zeit vorher auf mich gemacht hatte, eilte ich am letzten

Donnerstag vor Aschermittwoch um die vierte Nachmittagsstunde dem Corso zu, stellte mich zu Eck einer Straßenmündung auf, und harrete der Dinge, die da kommen sollten. Eigentlich waren sie mir in Gestalt sehr geschmackloser, oft sogar anwidernnd schmutziger, meist unweiblich weiblicher Masken schon entgegengekommen; indessen die Corsofahrten selbst sollte ich doch erst von der Stelle aus, wo ich Posto gefaßt, kennen lernen. Ich sah zwei Wagenreihen, die eine in der Richtung von der Piazza della Borsa zur Piazza delle Legue, die andere in umgekehrter Richtung sich bewegend, zwischen einer zu beiden Seiten spalierbildenden, gedrängten Menschenmenge leichenzugfeierlich den Corso entlang fahren. Die Balcone der Häuser ächzten unter dichten Gruppen mannichfaltiger lebender Bilder, und in den Fenstern lagen die Zuschauerköpfe, wie Bomben auf den Exercirplätzen und Wällen der Festungen, hoch über einander geschichtet. Die Wagen selbst waren mitunter recht plump, mehrentheils wol leidlich hübsch, nur selten wahrhaft elegant; die davorgespannten Rosse, größtentheils Arbeitspferde, d. h. die nämlichen, welche Wochentags von früh bis spät die Kaufmannsgüter von und zu Häfen schleppen; die zur Schau sitzenden Damen endlich beziehungsweise gegen ihre Wagen contrastirend, nur mitunter wirkliche Schönheiten, der Mehrzahl nach leidlich hübsch, nicht selten auch herzlich häßlich. Glücklich die Letztern! sie hatten außer von einem zärtlichen Sohne oder Bruder oder Hausfreunde keine Confettiwürfe zu befahren, und kamen mit heiler Haut davon; aber wehe den Schönen, wenn entgegenkommende oder verfolgende junge und alte Herren, mit pfundschweren Düten voll Confetti beladen, durch einige Handvoll rückwärtslos auf Haupt und Gesicht geschleuderten Zuckerschrotes ihren Reizen zur Gegenwehr reizende Huldigungen darbringen; doppelt wehe ihnen, wenn etwa zwei zu beiden Seiten der Straße auf dem Anstand stehende Verehrer oder Verehrergruppen sie ins Kreuzfeuer nehmen; ja dreifach wehe, wenn nun zufällig gar der Carrossenzug durch einen aus einer Seitengasse neu einlenkenden und sich anschließenden Wagen ins Stocken geräth und die durch der Damen hartnäckige Gegenwehr und Zurückwürfe zu noch hitzigerem Angriffe aufgesehelteten Belagerer auf Bock und Tritt und Aze des Wagens springen und von oben, von vorn und hinten, von rechts und links die nun in die müde gewordenen Hände begrabenen Häupter der Schönen überschütten.

Da hilft dann kein Widerstreben mehr; es muß capitulirt, es muß eine Blume, ein Blumenstrauß oder irgend etwas Anderes geopfert werden, was die Eroberer besänftige und belohne zugleich, und womit als mit einer Trophäe prahlend sie endlich sich zurückziehen, um bei irgend einem der in den Straßen feilbietenden Confettihändler frische Munition zu kaufen. Denken Sie sich zu den oben geschilderten, oft recht drolligen Auftritten einige in den Wagen selbst nur dann und wann zum Vorschein kommende Charaktermasken, einen Harlekin, ein kleines Mädchen à la rococo gekleidet und freiert, ein kleines Knäbchen als Chineser maskirt; denken Sie sich eine rechts und links ab und zu stuhende Menge, darunter zahlreiche, aber größtentheils absurde, oft widerliche Masken, in Einem fort schreiend, je zuweilen auch eine ohrzerreißende Musik aufführend; — denken Sie sich eine Anzahl muthwilliger Vertreter der in der ganzen Welt und zu allen Zeiten sich gleich bleibenden lieben Gassenjugend, wie sie mit Blitzesschnelle über die rings verstreuten Bomboni herfallen, und unter den Rädern der Wagen, unter den Hüfen der Rosse sie aufklauben; — denken Sie sich endlich als ambulante Zugabe der all unser irdisches Thun und Treiben mütterlich überwachenden Vorsehung „Polizei“ etwelche ab und zu reitende Gendarmen, und Sie haben ein ziemliches getreues Bild von den Triester Corsofahrten, wie es an dem gedachten Tage sich mir darbot. Obwol nun diese Donnerstags- nur eine erste Probefahrt, und noch dazu das Wetter ungünstig war, so fand ich doch die in den Nachmittagsstunden der letzten drei Faschings-tage statt habenden Haupt-Corsofahrten von jener ersten wenig unterschieden, nur daß, weil die Bora so gefällig gewesen war, etwas minder heftig zu wehen, und den unverhüllten Blick der schon lenzlich lächelnden Sonne uns zu gönnen, eine noch größere

Menschen-, Masken- und Bubenmenge die noch zahlreicheren Wagen umschwärmte und umlärnte, und, unter den einförmigen Carrossen eine angenehm überraschende Abwechslung darbietend, auf Rädern daher und vorüber gefahren kamen: ein Divan, auf welchem mit gekreuzten Beinen Türken saßen und schmauchten, ferner ein Haus, aus dessen Fenstern Narren grüßten, und endlich auch ein ziemlich stattliches Boot, aus welchem elegant gekleidete Matrosen Confetti und Bomboni mittelst Schaufeln warfen. Mit einbrechender Dunkelheit kehrt und fährt Jedermann nach Hause, um sich für die letzten Bälle zu schmücken, und die centnerweis verstreuten Zuckerkügelchen, welche, unter den Füßen knirschend, der Straße ein Aussehen geben, wie wenn es gehagelt hätte, sind Alles, was von den Corsofahrten übrig bleibt, bis es entweder zertreten, oder von den Händen der Armen aufgesammelt, oder von den den Gassenkehrern zuvorkommenden Bora weggefangen worden. Der National-Ökonom in mir sträubte sich über solche Verschwendung, denn ich erwog, daß ich schon Jahr und Tag keinen Silberzwanziger gesehen hatte, der eingeführte Rohzucker aber doch jedenfalls in Silber gezahlt werden muß. Ich äußerte diesen Scrupel einem mir nahestehenden Herrn, der mir aber sagte, daß größtentheils Kraftmehl und nur ein ganz Weniges von Zucker die Bestandtheile jener Confetti ausmache, das dafür ausgegebene Geld also nicht eigentlich weggeworfen sei, sondern dem Gewerbe und Kleinhandel zu Statten kommen. Waren nun auch meine national-ökonomischen Bedenken hiermit beschwichtigt, so waren doch meine mitgebrachten Erwartungen von den Corsofahrten keinesweges befriedigt worden. Ich fand zwar den Spruch: „Was sich liebt, neckt sich auch“ selbst von der sonst nur Zahlen liebenden und Schuldner neckenden Bevölkerung Triests öffentlich anerkannt und bewahrt; aber die geistreiche Narrheit fand ich fast gar nicht. Wenn einige geniale Schalksnarren mit einigen Crösussen sich bei Zeiten vereinbarten, und die jährlichen Corsofahrten nach einem humoristischen Plane veranstalteten, wie ergötzliche, auch den Geschmack des Pöbels läuternde Darstellungen und Aufzüge ließen bei den Mitteln, die zu Gebote stehen, so wie bei den reichlich vorhandenen Vorwürfen für Satyre und Caricatur, zu Triests und des Gottes der Schwänke größeres Ruhme sich in Scene setzen! Sei es nun, daß die heurigen Corsofahrten, wie ich sie mit angesehen, etwa in Folge polizeilicher Beschränkungen nur die Ueberbleibsel früher interessanterer Aufzüge waren, oder daß sie, wie sie eben sich gaben, dem Vergnügungssinn und Witze der Triestiner genügen: ich für mein Theil nahm mir, wenn ich der Pferde gedachte, wie sie, von einer Handvoll Zuckerwerk getroffen, kopfschüttelnd sich bäumten, während die zartesten Damengesichter dem lebhaftesten Kartätschenfeuer ruhig Stich hielten, ich für mein Theil nahm mir die Moral mit nach Hause, daß wirklich unser Sprichwort nicht lügt, wenn es sagt, der Mensch vertrage mehr, als ein Roß.

Weit besser, als die Corsofahrten, hat mir das Leben und Weben in den Kaffeehäusern während der Carnavalszeit gefallen: da sah man Leute in den drolligsten Bekleidungen aus- und eingehen, und die ernsthaftesten, gesetztesten Männer in einer Narrentracht mit einer Ungelehrtheit, oft mit einer Würde sich bewegen, als ob kein Faden an ihnen etwas Auffallendes, etwas Abweichendes von der in der civilisirten Welt angenommenen Art und Weise, sich zu kleiden, darböte. Türke und Chinese handhabten den Billardstock trotz einem Pariser Lion; die lächerlichsten Gruppen saßen mit den Karten in der Hand an Spieltischen beisammen, und die unvermeidlichen Harfenstimmen machten die Stadt aller Ecken und Enden von ihrem Geklimper wiederhallen. Wie zuwider das Letztere Einem mit der Zeit auch werden mußte, so erinnere ich mich doch mit Behmuth und Wohlgefallen an ein Deutsches Vaterlandslied, das, von einer jungen Harfenistin mit wahrer Innigkeit vorgetragen, uns Deutsche Zuhörer unter den Andersredenden dieser vielzüngigen Stadt gemüthlich anheimelte, und dessen sich einschmeichelnder Refrain: „es ist mein liebes, theures Vaterland“, ja, dessen ganze rührend melodische Weise jetzt nach Monaten mir noch immer in den Ohren klingt.

Heransgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.
Verantwortlich: **F. W. Granow**. — Druck von **C. C. Elbert**.